Editorial

Gibt es so etwas wie ein „Weber-Paradigma“, wie ein 2003 von Gert Albert et al. veröffentlichter Sammelband nahe legte? Und wenn ja, bildet es ein tragfähiges Forschungsprogramm für die Sozialwissenschaften im 21. Jahrhundert? Das Jahr 2004 markiert gleich zwei Schlüsselereignisse für die Weber-Forschung. Zum einen feiern wir hundert Jahre „Protestantische Ethik“ – eine der berühmtesten Studien in der Geschichte der Soziologie, die für Diskussionsstoff bis auf den heutigen Tag sorgt. Zum anderen erblickte im selben Jahr, weniger spektakulär, aber mindestens ebenso wichtig, ein genuin soziologisches Paradigma das Licht der Welt. Es war im Jahre 1904, als Max Weber, genesen von langer Krankheit, zusammen mit Edgar Jaffé und Werner Sombart das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ von Heinrich Braun übernahm, der dieses Organ unter dem Titel „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ von 1888-1903 betreut hatte. Weber widmet gleich seinen ersten Artikel methodischen Fragen – sein berühmter „Objektivitätsaufsatz“. Weniger bekannt geworden ist sein vorangestelltes Geleitwort, das er im Namen der Herausgeber verfasst, in dem er die „Richtung“ der Zeitschrift darlegt und ihre spezifisch wissenschaftlichen Kriterien expliziert. Wenn man so will, kann man bereits aus der „differentia specifica“ der geplanten Zeitschrift die Konturen eines „Weberianischen Paradigmas“ herauslesen. Als Feld würden wir es heute „Sozioökonomie“ nennen oder, wer die ältere Bezeichnung vorzieht, „Politische Ökonomie“; als Theorie richtet es unser Augenmerk auf die Erforschung von Wirtschaft und Gesellschaft im Rahmen einer Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie; als Methode verpflichtet es auf das Studium der Wechselwirkungen zwischen der Wirtschaft und den anderen Wertsphären und Lebensordnungen in Gestalt einer mehrschichtig gelagerten Konstellations- oder Konfigurationsanalyse; als Thema gibt es schlicht und ergrei-

fend den „Kapitalismus“ vor – die „schicksalsvollste Macht des modernen Lebens“, wie Weber in der „Protestantischen Ethik“ sagt.

Max Weber ist ein Klassiker, nicht erst seit ihm eine historisch-kritische Gesamtausgabe gewidmet wird. Wahrscheinlich darf er als wahrhaft „globaler Klassiker“ zählen, der weltweit gelesen und rezipiert wird. In Frankreich gilt er heute als „une vache sacrée“ (Catherine Colliot-Thélène), in China wird er als Garant der sinischen Modernisierung angesehen, so wie vorher in Japan, dessen Max-Weber-Scholaren den finanziellen Grundstein für die historisch-kritische Gesamtausgabe gelegt haben. Insofern geht man nicht zu weit zu behaupten, dass er zum „primus inter pares“ in den heiligen Hallen der soziologischen Klassiker avanciert ist.

Doch „Klassizität“ schützt weder vor Veralten, wenn „das Licht der Kulturprobleme weiter gezogen ist“, noch ist sie Garant für die Tragfähigkeit eines Forschungsprogramms. In diesem Sinne ist das vorliegende Heft Max Webers „Methodologie der Sozialwissenschaft“ gewidmet. Unseren Autoren haben wir fünf Fragen und fünf Themen als Leitfaden vorgegeben. 1. Was hat es mit einem „Max Weber Paradigma“ auf sich? Existiert so etwas und wenn ja, wie würde man es charakterisieren und von heutiger Warte aus kritisieren? Immerhin hat Weber weder Schule noch Schüler in einem direkten Sinne hervorgebracht – das Promotionsrecht wurde ihm in dem Moment von seiner Fakultät an der Universität Heidelberg entzogen, als er krankheitsbedingt von seinem Lehrstuhl zurücktrat. Die Trias von Gesellschaftstheorie, Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik, wie sie Marx der Soziologie ins Stammbuch geschrieben hatte, lehnte Weber zeitlebens ab. „Gesellschaftstheorie“ in einem umfassenden Sinne verbot sich ihm schon wegen der Kollektivbegrifflichkeit „Gesellschaft“, aber auch wegen der unausrottbar eng verknüpften Neigung zu Entwicklungskonzepten wie Evoluti-

on und Fortschritt, die er häufig pejorativ mit Gänsefüßchen zu versehen pflegte. Gesellschaftsanalyse als Studium gesellschaftlicher Totalität wies er folgerichtig ebenso zurück zugunsten von Partialanalysen in Gestalt von Konfigurations- oder Konstellationsuntersuchungen. Auch die Gesellschaftskritik rechnete er nicht zu den genuinen Aufgaben der Soziologie, wie seine Mahnung vor der „Kathedersprophetie“ sinn- und einflussungriger Professoren und Intellektueller bezeugt. Was markiert dann den Kern seines Programms? 2. Ist das Weber-Paradigma auch im 21. Jahrhundert eine echte Alternative zu Ansätzen wie der Systemtheorie, der Rational-Choice-Theorie, der Strukturierungstheorie oder dem neuen Institutionalismus? Wie sähe danach ein zeitgemäßer „Weberianismus“ aus, nachdem der Marxismus, aber auch Durkheims Soziologismus heute eher antiquiert erscheinen? 3. Wie steht es um die epistemologischen und methodologischen Grundlagen seines Forschungsprogramms? Halten seine philosophischen Präsuppositionen und Annahmen den Entwicklungen der Philosophie im 20. Jahrhundert stand? Und wenn nicht, wie steht es um Modifikationen und Revisionen des methodischen Kerns? 4. Macht es auch heute noch Sinn, mit der Methode des Idealtyps zu arbeiten und für „erklärendes Verstehen“ oder „verstehendes Erklären“ zu plädieren? Was sind die unüberbietbaren Stärken, worin liegen die unbestreitbaren Schwächen einer solchen Vorgehensweise? 5. Welche Rolle spielt Weber für die so genannte „historische Soziologie“ und worin liegt seine Bedeutung für historisch-empirische und komparative Methoden? Wo wird der Webersche Ansatz kontinuiert, wo werden aber neue methodische Wege beschritten?

Ein solcher Fragekatalog legt folgende fünf Themen nahe: 1. Rationalität, Rationalisierung und Rationalismus; 2. Idealtyp und „erklärendes Verstehen“; 3. Methodologischer Individualismus und Modellbildung; 4. Werte, Wertsphären und Wertdiskussion inklusive seines berühmten Postulats der „Werturteilsfreiheit“; 5. Persönlichkeit und Lebensführung – die Methodologie und ihre anthropologischen Grundlagen. Fragen- und Themenkatalog können nur Diskussionsanregungen unterbreiten, wie wir auch generell hoffen, mit die-

sem Schwerpunktheft zu Weber einen Anstoß zu einer breit angelegten Auseinandersetzung mit dem Weberschen Erbe zu geben. Das Ergebnis in diesem Heft legt Zeugnis ab von der Schwierigkeit, aber auch der Vielfalt und Komplexität der Zugangsweisen und Antworten.

Walter G. Runciman, der schon in den 1970er Jahren eine umfassende Kritik von Webers Philosophie der Sozialwissenschaften in Großbritannien vorgelegt hatte, versucht, unter der programmatischen Formel „Not elective, but selective affinities“ Webers Protestantismusthese evolutionstheoretisch zu reformulieren. Auch wenn ihm dessen Aversion gegen evolutionistische Begrifflichkeiten seiner Zeit bewusst ist, ist Runciman überzeugt, dass sich Weber mit der neodarwinistischen Evolutionstheorie durchaus hätte anfreunden können. Hier berührt er sich mit ähnlichen Versuchen von Wolfgang Schluchter, so etwas wie eine Webersche Evolutionstheorie auf nicht-evolutionistischer Grundlage zu entwickeln, wie auch mit Michael Schmidts Anlauf, Weber als Theoretiker struktureller Selektion zu lesen. Mit Hilfe der dreistufigen Relation, über die die Selektion und Anpassung von phänotypwirksamen Informationen läuft, biologisch durch Gene, kulturell durch Meme als Bündel phänotypwirksamer Informationen, weitergeleitet von Verstand zu Verstand durch Lernen oder Nachahmung und sozial durch Praktiken, kann Runciman die sachlichen Zusammenhänge der Protestantischen Ethik als empirisch testbare Hypothesen fassen und nicht nur als „Wahlverwandtschaften“.

Karl-Siegbert Rehberg nimmt nochmals seine These vom paradigmatischen Personalismus Webers auf. Webers Soziologie sollte man weder in die Begrifflichkeit des Paradigmas noch in die des Forschungsprogramms pressen; vielmehr folgt Rehberg dem anglo-amerikanischen „approach“-Gedanken, der eine bestimmte Blickrichtung der soziologischen Arbeit favorisiert. Existenziell sieht er bei Weber einen mikrosoziologischen Ansatzpunkt, der theoretisch durch ein „Aufstufungsmodell von Sozialität“ von jeglicher Verkürzung frei gehalten wird. Was im Mittelpunkt steht, ist die Konzeptualisierung von Spannungen zwischen Person und Ordnung einer-

seits, den Teilordnungen untereinander andererseits. Seine wirklichkeitswissenschaftliche Perspektive ist auf eine historisch-vergleichende Empirie angelegt, die wissenssoziologisch an Interessen und Ideen ansetzt, kultursoziologisch an der Symbolizität des sozialen Lebens. Ein solch komplexer Ansatz, so Rehberg, ist gegen jegliche Faktorenontologie gefeit.

Catherine Colliot-Thélène, die sich auch als Übersetzerin und Herausgeberin von Webers Schriften in Frankreich einen Namen gemacht hat, zeichnet nochmals kritisch den Rezeptions- und Interpretationsprozess von Webers Soziologie in Frankreich nach. Es war Raymond Arons Studie „La philosophie critique de l'histoire“ aus dem Jahre 1938, die die französische Lesart in der Folgezeit pfadabhängig bestimmen sollte. Wilhelm Dilthey, Heinrich Rickert, Georg Simmel und Max Weber wurden allesamt mit dem Markenzeichen „sociologie compréhensive allemande“ versehen, ohne die Unterschiede zwischen den Autoren, geschweige denn die Eigenart und Einzigart von Webers methodologischer Position zu reflektieren. Da bis zum heutigen Tage Max Weber in Frankreich nicht vollständig übersetzt ist und die Deutsch-Kenntnisse französischer Sozialwissenschaftler (et vice versa) begrenzt bleiben, konnte so ein regelrechter Mythos um die deutsche verstehende Soziologie entstehen. Colliot-Thélène diskutiert in der Folge nicht nur die verzerrte Rezeption Webers durch französische Philosophen und Sozialwissenschaftler, sondern arbeitet differenziert die Webersche epistemologische und methodologische Position heraus.

Andreas Balog liest Weber und Durkheim aus ihrer Zeit und Aufgabe heraus: Der deutsche wie der französische Klassiker wollten beide die „Objektivität“ soziologischer Erkenntnis begründen und auf diese Weise die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin etablieren. Im Gegensatz zu der Rede von den „zwei Soziologien“, bei der Weber und Durkheim als Ahnherren und Kronzeugen dieser Unterscheidung angerufen werden, interpretiert Balog diese Differenzen als komplementäre Unterschiede. Vielmehr hat Weber über den handlungstheoretischen Ausgangspunkt weder die institutionellen Ordnungen übersehen noch Durkheim über seinen institu-

tionellen Ansatz das menschliche Handeln. Durch die Kombination von Elementen aus beiden Ansätzen hofft Balog, die Grundlage für eine rationale Soziologie gewinnen zu können.

Irmhild Saake und Armin Nassehi versuchen, Webers Begriff der Kultur als systemtheoretisches Konzept von Gesellschaft zu rekonstruieren. Sie erblicken das zentrale Bezugsproblem von Webers Soziologie in der Pluralität von Wert- und Rationalitätssphären. Seine Differenzierungstheorie, so die These, setzt nicht an Strukturen, sondern an Weltbildern an. Damit verbunden ist die Pluralität und Relativität von „ethoi“, denn letztlich sind es die „Persönlichkeiten“ der Menschen, welche die Spannungen, Unsicherheiten und den Sinnverlust durch den Rationalisierungsprozess in der Moderne ausbalancieren, ja aushalten müssen. Webers Pluralismus und Antagonismus der Werte, kurz: seine Inkommensurabilitätshypothese, bewahren ihn davor, Kultur funktionalistisch zu verkürzen oder integrationistisch zu überdehnen. Sein emphatischer Begriff von Persönlichkeit verweist auf die Größe und Tragik der Weberschen Zeitdiagnose: Obgleich er angesichts des Werte- und Institutionenpluralismus jeglicher übergreifenden Integration oder gar „Versöhnung“ eine Absage erteilt, glaubt er über die Figur der „ethoi“ den Persönlichkeiten die individuelle Synthese aller Partikularismen zumuten zu können.

Thomas Schwinn nimmt sich nochmals Webers Vorstellungen über die Moderne vor und sucht ihre Aktualität und Tragfähigkeit vor dem Hintergrund der Kritik am westlichen Ethnozentrismus und des Diskurses über „multiple Modernen“ nachzuweisen. Sicher: Webers Interesse galt der Entstehung der Moderne – heute dagegen steht ihre Ausbreitung im Zentrum des Interesses. Schwinn mustert die Erklärungsangebote durch und kritisiert sie aus der Perspektive von Webers Methodologie. Globalisierungs- und Weltgesellschaftsdiskurse unterliegen dessen Verdikt von Kollektivbegriffen und Evolutionismus; analytisch und empirisch sind Webers Konstellationsanalysen vorzuziehen. Das kultur- und strukturtheoretische Angebot zur Moderne ließe sich nutzen, um kultur- und länderspezifische Ordnungskonstellationen in ihrer Ei-

genart und Wechselwirkung zu erfassen. Kurz: Webers methodisches, theoretisches und historisches Angebot sollte nicht unterschätzt oder gar ignoriert werden, dennoch plädiert Schwinn für eine Weiterentwicklung von Webers Ansatz, um auch den zum Teil neuartigen Fragen heute gerecht werden zu können.

Michael Schmid unterzieht Webers Methodologie einer kritischen Bestandsaufnahme. Seine These lautet, dass dessen „Paradigma“ keine tragfähige Basis für ein soziologisches Forschungsprogramm im 21. Jahrhundert darstellt. Schmid macht das an zwei Einwänden deutlich, die er dann in sechs Schritten im Einzelnen entfaltet: Zum einen stört ihn Webers Vermischung, ja Ineinandersetzen von Logik und Erkenntnistheorie; zum anderen machen es gerade seine Vorstellungen vom Idealtyp und sein Verständnis von Kausalurteilen fast unmöglich, in sauberer Weise die theoretische Soziologie als erklärende Wissenschaft zu etablieren. Das unklare Verhältnis von Begriffen, logischen Argumenten und empirischen Behauptungen führt nicht nur dazu, dass Begriffsbildung als Königsweg der Theoriebildung erscheint, sondern dass Begriff und Theorie am Ende tendenziell gleichgesetzt werden. Was genau ein Idealtypus ist und welchen methodologischen Status er hat, konnte bis zum heutigen Tag nicht wirklich geklärt werden. Wenn er keine Darstellung der Wirklichkeit impliziert, wie kann er jemals mit der Wirklichkeit konfrontiert werden? Einerseits soll er die Einzigartigkeit kulturbedeutsamer Konfigurationen anzeigen, doch dann hält Weber auch Idealtypen für Gattungsbegriffe für möglich. Andererseits: Selbst wenn man sie wohlwollend als unvollständige Modelle ansieht, stellt sich die Frage, wie sie jemals empirisch widerlegt oder verbessert werden könnten. Die Kulturbedeutung und das Konzept von objektiven Möglichkeiten sind ohne Theorie unmöglich. Webers Orientierung am „historischen Individuum“ sollte es erlauben, Eigenart und Einzigartigkeit einer Konstellation historisch-empirisch zu erfassen. Die „Modellogik“, die dahinter steht, folgt der Vorstellung eines „idealen“, reinen Funktionierens; die heutige theoretische Soziologie ist aber an der Modellierung tatsächlicher Dynamiken interessiert. Kurz, so Schmid, Weber ist ein „tra-

gischer Charakter“: Da hat er tatkräftig und erfolgreich mitgeholfen, die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin zu etablieren, nur um dann mit seiner eigenen Methodologie Hindernisse zu errichten, sie als theoretisch-erklärende Wissenschaft wie jede andere auch sich entwickeln zu lassen. Von den hier versammelten Artikeln ist Michael Schmidts sicherlich der kritischste, aber es ist hilfreich für die Soziologie im 21. Jahrhundert, Webers Methodologie durch die Brille der Philosophie und Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts kritisch Revue passieren zu lassen, um sein Erbe nicht unbenutzt zu übernehmen.

Dieses Heft rundet ein Review-Artikel von Wolfgang Schluchter ab, der Zenonas Norkus' Buch „Max Weber und Rational Choice“ bespricht. Norkus Studie hat das Verdienst, die vielfältigen Berührungspunkte zwischen Weber und den Theorien der rationalen Wahl aufzuzeigen. Schluchter macht indes klar, dass Weber nicht einfach ein Vorläufer von Rational Choice (RC) war, den man heute getrost vergessen könnte. Vielmehr zeigt er auf, wo, wie und warum Weber in einer Reihe von Punkten wesentlich differenzierter und komplexer argumentierte als so mancher wohl etablierte RC-Ansatz.

Einige zentrale Gesichtspunkte und Probleme des Weberianischen Erbes greifen die Autoren dieses Schwerpunktheftes auf, aber es wäre vermessen anzunehmen, damit wären alle Fragen und Probleme in Angriff genommen. Es ist indes an der Zeit und das Jubiläum legt es nahe, dass wir uns mit Webers Angebot nochmals näher auseinander setzen und seine Anschlussfähigkeit für die Soziologie im 21. Jahrhundert prüfen. Der Historiker Wolfgang J. Mommsen (1930-2004) hat auf diesem Weg etwa zur kritischen Evaluation von Webers politischen Schriften bahnbrechende Vorarbeiten geleistet. Noch im Juli 2004 auf der von Sam Whimster im Rahmen der „Max Weber Studies“ organisierten Konferenz in London konnte man das erleben. Jetzt hat uns dieser streitbare und stets erfrischend kritische Max-Weber-Forscher verlassen. Wir widmen dieses Heft seinem Andenken.

Hans-Peter Müller